

Mit Blütenzauber und Lichtdesign

05.07.2011 -



Von unserem Mitarbeiter Bernd Heiden

Sommer, Nacht und Traum lassen sich nicht zusammenfügen, ohne dass dabei die Assoziation an Shakespeares Sommernachtstraum geweckt wird. Die berühmte Komödie des ebenso berühmten elisabethanischen Dichters war indes höchstens Inspirationsquelle für die unter der Überschrift Sommer-Nacht-Traum zusammengefassten sieben, vom Ensemble und dessen Solisten sowie von Leiterin Heber-Knobloch selbst entwickelten Choreografien. Wie bei Shakespeare blieb auch bei dieser Tanzserie offen, auf welche Wirklichkeit hier letztlich referiert wird: auf reelles Traumgeschehen, Realitätsbruchstücke, Literatur und Fantasie oder von allem etwas.

Lediglich die große Schlusschoreografie indizierte ihre literarische Vorlage, Annas 118. Traum von Hermann Lühr. Der Traum handelt von einer Körpermetamorphose, einem Zerfließen und Mutieren in die Natur der umgebenden Wiese.

Stimmungsvoll

Ungemein stimmungsvoll, sehr an den modern-romantischen Pina-Bausch-Stil erinnernd, spielt das anfangs wie ein fein säuberlich geordnetes Leichenfeld in weißen Nachthemden rücklings liegende, mit Blumenblüten bestreute Ensemble diese langsam sich belebende Choreografie durch. Wohin diese gemächliche, von Andrea Legler leicht beschleunigte Erweckung führt, in Richtung Traumverstrickung oder Wachbewusstsein, darüber durfte das Publikum bis zuletzt zweifeln. Zweifelsohne aber mit dem ganzen Blütenzauber und Lichtdesign eine traumhaft schöne Szenerie.

Den witzigen Kontrapunkt zu diesem ernsten Finale bildete die köstliche Ouvertüre, wo die Natur der Kultur auf die Pelle und diese wiederum der Natur auf den Leib rückt. Zunächst drängt eine Buschgruppe langsam aber beharrlich eine Leserin von ihrer Parkbank, später schmeißt sich Nicole Weyandt an die Buschgruppe. Während Weyandt sich vom Grün massiert wohlig räkelt, ist dabei sichtlich nicht jedem Busch gleichermaßen Wohl zumute – Liebhaberei kann auch im Falle der Natur eine sehr einseitige Beziehung sein. Auch die übrigen, überwiegend in schlafwandlerischem Zeitlupentempo gehaltenen Choreografien fügten sich nicht zuletzt dank stimmungsvollem Lichtdesign (Christian Ländner) wie gemacht ins Odeon, der fehlende nächtliche Freilufthimmel überm Kopf ward da nicht vermisst.

Völlig anders deklinierte das von Manuel Stallbaumer geschriebene Theaterstück „An und für sich“ die zwischen Wahrnehmungs-, Traum- und Bewusstseinswirklichkeit angesiedelte Zone Sommer-Nacht-Traum durch. Als äußere Rahmenhandlung dient ein Mordprozess, in dem

allerdings gegen die präzise Aufarbeitung des Sachverhalts ebenso konsequent erzählt wird wie gegen einen sauberen Verfahrensgang gearbeitet wird: Tobias Bacherle wechselt zwischen den Rollen von Staatsanwalt, Richter und Angeklagtem, wobei Richter und Angeklagter zwar unterschiedliche Rollen, aber ein und dieselbe Figur sind.

Metaphysischer Bildungsballast

Kurzum, das Ganze ist absurd. Ein Eindruck, der durch Rückblenden in andere, mit dem Stück kaum erkennbar verknüpfte Handlungsepisoden aus dem Vorleben der Beteiligten noch verstärkt wird. Interne Kommentierungen, beispielsweise aus dem Mund des Klavier spielenden Verteidigers (Mario Stallbaumer) unterlaufen dagegen diese vermeintliche Absurdität und liefern, teils befrachtet mit erheblich metaphysischem Bildungsballast wie Hegel-Zitaten den halb existenzialistisch, halb materialistisch-gesellschaftskritisch anzulegenden Interpretationsansatz bei diesem Scheinprozess um Schuld oder Unschuld.

So wirkt das Stück nicht konsequent radikal: Die Sinnverstellung mit ihrer destruktiven Erzählweise landet butterweich-bürgerlich im Bett sattsam bekannter Deutungsangebote. Zum Mutigsten gehört noch der Schlusssauftritt des Autors, der verkündet, an und für sich habe das Stück gar kein gültiges Ende. Trotz ordentlicher Leistungen der beiden Darsteller und von Regisseurin Carmen Stallbaumer bleibt der Gesamteindruck letztlich blass.